

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 5=25 (1859)

Heft: 11

Artikel: Die Memoiren des Herzogs von Ragusa. Zweiter Artikel

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92765>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit unserer heutigen Ausrüstung sind unsere Infanteristen und Scharfschützen beladen wie die Packthiere. Die Last des mitzuragenden Gepäcks erdrückt den derselben Ungewohnten, d. h. wohl den Milizen, und bevor unsere Infanterie zum Gefecht, — zur entscheidenden Hauptthätigkeit des ganzen Krieges, zu welcher alle übrigen Thätigkeiten sich wie Mittel zum Zwecke verhalten —, kömmt, ist sie schon durch Marsch und mitzuragende Last erschöpft.

Herr Direktor. Ich habe Ihnen meine seit längerer Zeit und mit Vorliebe gehegten Ansichten offen und freimüthig dargelegt. Ich weiß, daß ich mit denselben mit den heute noch geltenden Meinungen im Gegensatz bin, denke aber, die Modifikationen an meinen Vorschlägen werden sich durch die leider noch vielfach vorhandenen Gegengewichte wohl von selbst machen.

(Unterschrift.)

Feuilleton.

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war auch Napoleon selbst auf dem Schlachtfelde angekommen: er strahlte vor Siegesfreude. „Ich sprach ihm von den Einzelheiten der beiden Gefechte, und er lobte die Kraft und Entschlossenheit, welche ich gezeigt, tadelte aber, daß ich die Hülfe Davoust's nicht zeitig genug angerufen. Er ging dann in die Einzelheiten meines Feldzugs ein, seit dem Eintritt in Kroatien, kritisirte mich und befragte mich um die Gründe verschiedener meiner Operationen. Die Rechtfertigung war leicht, denn ich hatte mit System und Berechnung gehandelt; ich kann wohl sagen, daß dieser Feldzug, in Betracht der Schwierigkeiten und der geringen Mittel, die Anerkennung der Männer vom Kriegsfache verdiente. Aber doch bemühte sich der Kaiser offenbar, mir Fehler aufzuzählen. Meine Unterredung, während ich mit ihm vor seinem Zelte auf- und abging, dauerte länger als zwei Stunden. Dann entfernte er sich, um mit Berthier zu arbeiten.“ Ermüdet und höchst verdrießlich kehrte Marmont in seine elende Hütte zurück, warf sich aufs Strohlager und theilte seinem Stabschef, dem General Delort, die seltsame Unterredung mit. Er ahnte nicht, daß dies sein Marschallbegamen gewesen; denn bald trat ein Offizier herein, der ihm die Erhöhung zum Marschall ankündigte. Marmont hatte früher eifrig nach der höchsten militärischen Würde verlangt, jetzt, da er am Ziele, empfand er darüber keine lebhaftere Freude: er war bereits daran gewöhnt und fand Genuß darin, als Zurückgesetzter zu glänzen. Einige Tage später erst erkannte er an dem Benehmen der Generale, welcher Unterschied mit der neuen Würde

verbunden. Marmont war damals 35 Jahre alt. Ruhm- und Thatendurst bewegten ihn mehr als je, wenn er an die großen Kommandos dachte, die ihm nun in Aussicht standen. Er ward mit seinem Korps nach Krems gewiesen, kam aber oft nach Schönbrunn in Napoleon's Nähe, der ihm sehr vertraulich begegnete und seinen Ehrgeiz zu spornen suchte. So drang er einst in den neuen Marschall, derselbe möge sich von seiner übeln Frau, die auch dem Kaiser mißfiel, scheiden lassen, und sich in höherer Region eine andere Gemahlin suchen. Marmont ging darauf nicht ein; denn ob schon ehrgeizig, hielt er doch fest an seiner Unabhängigkeit. Er mochte wohl fürchten, daß er sich auf des Kaisers Befehl und nach dessen persönlichen Absichten wiedervermählen müsse.

Noch vor dem Friedensschlusse unterhielt sich der Kaiser oft mit Marmont über die sogenannten Illyrischen Provinzen, die er sich abtreten lassen wollte. Er drückte seine Absicht aus, den Marschall, der von diesen Ländern genaue Kenntniß erlangt hatte, mit unbeschränkter Vollmacht dahin zu schicken. Es sollte ein vom Kaiserreich wie vom Königreich Italien unabhängiger militärisch-politischer Körper, eine Art von Militärgrenze gebildet werden, die bestimmt war, unter der Autorität eines erprobten Generals die Flanke des Napoleonischen Machtgebäudes im Süden Europas zu decken. Napoleon dachte dabei an das Markgrafenthum im Mittelalter und sagte zu Marmont scherzend: „Sie werden der Markgraf sein!“ Zu derselben Zeit, wo Napoleon mit Oestreich Frieden machen wollte, beschäftigte er sich indessen schon mit der Möglichkeit neuer Kriege gegen den geschwächten mitteleuropäischen Kaiserstaat. „Es befehlte ihn damals noch nicht der Gedanke an die Heirath mit der Erzherzogin, die so übel für ihn ausfallen sollte, durch das närrische Vertrauen, das sie ihm einflößte.“ Marmont mußte Mähren, Oberungarn, das Erzherzogthum bereisen und Napoleon aus strategischem Gesichtspunkte einen umfassenden Bericht darüber vorlegen. Napoleon wünschte aus politischen Gründen die Beschleunigung des Friedensabschlusses, während die Oestreicher die Verhandlungen in die Länge zogen. Namentlich nach dem Attentat gegen ihn, das der General Rapp verhinderte, drängte es ihn, die Angelegenheit zum Abschluß zu bringen. Der fanatische Patriotismus, sagt Marmont, der in der deutschen Jugend hervorbrach, setzte ihn in Schrecken. Auf den Einfluß rechnend, den er auf die Häupter der österreichischen Armee übte, ersuchte endlich Napoleon den Kaiser Franz, man möge ihn zur Förderung der Unterhandlungen mit dem Fürsten Johann von Liechtenstein in Verbindung setzen, der in dem Augenblicke an der Spitze des Heeres stand. Dies geschah. Kaiser Franz übertrug diesem Fürsten, die persönlichen Vorschläge Napoleon's entgegenzunehmen, ohne daß er ihm jedoch Vollmacht zur Unterzeichnung gab. „Der Fürst, übrigens ein braver Soldat, doch kein umfassender Geist, vermochte den Schmeicheleien nicht zu widerstehen, die Napoleon

so geschickt zu gebrauchen mußte. Er ließ sich bewegen, die provisorischen Arrangements zu unterzeichnen, die doch keine wirkliche Geltung haben konnten, bevor sie nicht von seinem Souverän gebilligt waren. Aber kaum hatte sich Fürst Liechtenstein entfernt, um sich zum Kaiser Franz nach Holitsch in Ungarn zu begeben, so verkündigte Napoleon den Frieden als ausgemacht, und ließ zur Friedensfeier 100 Kanonenschüsse abfeuern. Die öffentliche Meinung verlangte den Frieden, und es stand so kaum noch in der Macht des Kaisers von Oestreich, den Frieden zurückzuweisen. So wurde dieser Friede vom 19. Oktober 1809 gleichsam escamotirt und durch Ueberraschung geschlossen.“ Marmont überließ am andern Tage sein Armeekorps dem General Clausel und ging nach Paris, um hier die Instruktionen für seine neue Bestimmung entgegenzunehmen.

Die öffentliche Meinung in Frankreich nach dem Frieden von 1809; Marmont als Statthalter in den Illyrischen Provinzen; des Marshalls Kriegführung in der Pyrenäischen Halbinsel.

Marmont war damals noch von höchster Bewunderung für Napoleon erfüllt. Als er in Paris eintraf, sah er nicht ohne Ueberraschung, daß seine Meinung über den Kaiser mit der öffentlichen Meinung und den Ansichten vieler ausgezeichneten Männer keineswegs übereinstimmte. Wohl würdigte man die Erfolge des Feldzugs und freute sich des Friedens; allein man hatte genug des militärischen Ruhms. Man verlangte eine friedliche Existenz, man schmachtete bereits nach größerer bürgerlicher Freiheit, man begann die kaiserliche Polizei- und Soldatenwirthschaft, den Imperialismus erdrückend zu finden, obschon man die Greuel der Revolution noch im Andenken hatte. Man erwartete, trotz aller äußerlichen Größe, eine Zukunft voller Opfer und Stürme. Namentlich blickte man mit Furcht auf die Situation in Spanien. Marmont war betroffen von der Kälte, womit seine Freunde die politischen Fragen und die Lage Frankreichs betrachteten. Der Marineminister, Herzog von Decrès, äußerte zu ihm im Gespräch: „Sie sind zufrieden, Marmont, weil Sie eben Marschall geworden. Sie sehen alles leuchtend. Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? soll ich Ihnen die Zukunft zeigen? Der Kaiser ist Narr geworden, ganz Narr, und er wird uns alle, wie wir sind, kopfunter stürzen, und das Ganze wird in einer furchtbaren Katastrophe enden.“ Decrès entwickelte seine Ansicht näher, ließ sich über die Bizarrerie in den Planen Napoleon's aus, wies das Unstete derselben nach, ihren Widerspruch, riesenhafte Ausdehnung u. s. w. Er zeigte Marmont ein Bild, das die Ereignisse nur zu bald rechtfertigen sollten.

Nach seinem Eintreffen in Fontainebleau ward Napoleon sehr beschäftigt von den Angelegenheiten des Papstes, den er in der Nacht vom 5. zum 6. Juli, gerade während der Schlacht von Wagram, zu Rom hatte gefangen nehmen und nach Frank-

reich schafften lassen. Alle besonnenen Rathgeber des Kaisers mißbilligten das unerhörte Verfahren. Namentlich aber war es der Cardinal Fesch, der sich als Oheim Napoleon's mehr als jeder andere erlaubte, den Schritt aufs bestigste zu verurtheilen. Duroc, der Liebling des Kaisers, der dessen Zornausbrüche oft mäsigte und den vernünftigen Mittler spielte, hörte damals eine sehr charakteristische Scene mit Fesch an, über die er Marmont Mittheilung machte. Fesch tritt mit gewöhnlicher Bitterkeit; der Kaiser erbigte sich darüber und äußerte, daß er ihm diesen heuchlerischen Ton schon benehmen werde, ihm, dem Libertin, Glaubenslosen, u. s. w. „Das ist möglich“, sagte Fesch, „aber das hebt nicht auf, daß Sie (in Bezug auf den Papst) eine Ungerechtigkeit begehen, daß Sie ohne Vernunft handeln, ohne Recht, ohne Vorwand — Sie sind der ungerechteste Mensch!“ So ging es fort. Endlich nahm der Kaiser den Oheim beim Arme, öffnete die Thür und führte ihn auf den Balcon. „Blicken Sie dahin“, sagte er, „sehen Sie etwas?“ — „Nein“, erwiderte Fesch, „ich sehe gar nichts“. — „Wohlan, wissen Sie zu schweigen? — ich, ich sehe meinen Stern; er ist es, der mich führt. Vergleichen Sie ihre schwachen, mangelhaften Fähigkeiten nicht mehr mit meiner höhern Organisation!“ Marmont erzählt dies als ein abermaliges Beispiel, wie Napoleon, inmitten seiner irdischen Macht, von der Idee befaßt gewesen, den Ursprung dieser Macht unmittelbar an das Ueberirdische, die Gottheit, zu knüpfen. Marschall Marmont erhielt die Civil- und Militärverwaltung der „Illyrischen Provinzen“, mit dem Grundriss einer provisorischen Organisation. Seine Vollmacht war unbeschränkt. Er reiste am 4. November 1809 von Paris ab und traf am 16. in Laibach ein, welches er zur Haupt- und Residenzstadt wählte. Er suchte mit Eifer dem neuen, mehr als nach einer Seite hin problematischen Staate eine Verwaltung zu geben, obschon dafür wenig Mittel vorhanden waren. Das Land lag durch den Krieg erschöpft, und die Finanzeinnahme bestand im Jahre 1810 aus 5 Mill. Fr., während die Armee, die französischen Truppen inbegriffen (im ganzen 24 Bataillons und 2 Eskadrons), 19 Mill. Fr. erforderte. Viel hatte er trotz seiner Vollmacht gegen die pariser Gleichmacher zu kämpfen, welche die Kroaten ebenso „reformiren“ wollten, wie Napoleon die Franzosen reformirt hatte. Nach der kriegerischen Organisation, welche die Hauptsache, wandte Marmont Scharfsinn und Thätigkeit dem Verkehre des Landes zu, das durch seine Küstenlage ganz für den Handel geschaffen war. Er wollte Triest zu einem bedeutenden Seeplage emporbringen, aber hier trat ihm die leidige Continentalsperre als unüberwindliches Hinderniß entgegen. Marmont war schon damals ein heftiger Widersacher dieser kaiserlichen Maßregel und qualifizierte sie allerwärts als den größten Fehler, den Napoleon begehen konnte.

„Die Einrichtung der Douanen war eine große Angelegenheit: die Continentalsperre, die fixe Idee

des Kaisers, erforderte gebieterisch, daß man sich damit beschäftigte. Dieses unheilvolle System, Ursache und Vorwand so vieler und so schreiender Ungerechtigkeiten, dessen gigantische Idee etwas Verführerisches für eine Imagination haben mochte, wie sie Napoleon befaß — zeigte sich gänzlich absurd in seiner Anwendung. Der Kaiser hatte das System, gegen den Willen und das Bedürfnis von ganz Europa, nur in seinem eigenen Interesse aufgelegt. Um daraus neben dem politischen auch finanziellen Vortheil zu ziehen, sah er sich aber genöthigt, dasselbe eigenhändig wieder richtig zu machen durch die Lizenzen — ein anderer Skandal, eine zweite Infamie. Von dem Tage an, wo Napoleon, in der Ausübung des ärgsten Despotismus auf alle europäischen Souveräne, das System selbst aufhob durch Ertheilung von Ausnahmebewilligungen zu seinem Vortheil, verwandelte er die an sich großartige Idee in eine gemeine Finanzspekulation auf Unkosten seiner Mitrieten. Kein politischer Grund rechtfertigte nunmehr noch die tyrannischste Maßregel, die es jemals gegeben, und Napoleon trieb solchergestalt die Demüthigung der europäischen Fürsten auf die Spitze, sodaß man sich frei zu machen suchen mußte. Aber auch, blos aus dem Gesichtspunkte des Eigenvortheils betrachtet, war die Sache eine unerhörte Monstrosität. Die Lizenzen gaben einer kleinen Anzahl von Individuen das Privilegium des Handels mit englischen Waaren, während die übrige Handelswelt dadurch ruiniert wurde. Die Lizenzen machten ferner die Intervention der kaiserlichen Regierung bei jeder Schiffspepedition nöthig, da die Regierung an jedem Handelsvertrage durch den Verkauf der Lizenz theilhaftig war. Abgesehen von allen Handelstheorien, ist es aber ein Unding, wenn die Regierung sich unmittelbar in den Handel mischt und dem einen mehr, dem andern weniger oder keine Freiheit zugestehet. Mit solchen Lizenzen machte der korrumpirte Schurke, der schlechte Kerl ohne Kredit, aber von der Regierung beschützt, in skandalöser Weise sein Glück, während der achtbare Kaufmann, der durch die ganze Welt Kredit genoß, der aber in seiner Ehrbarkeit schimpfliche Mittel zur Erlangung eines Privilegs, das ihm verweigert ward, nicht anwenden wollte, schmachtete und seine Kapitale auflegte, statt sie fruchtbar anzulegen. Die Ungerechtigkeit bedrückte die Individuen, die Korporationen, sie war überall. Um das Gemälde dieser Zeit des Wahnsinns zu vollenden, muß man sich zweier Thatsachen erinnern: Kolonialwaaren, die konfisziert, wurden öffentlich verkauft, dann abermals konfisziert und aufs neue verkauft. Sodann wurden Waaren konfisziert, die in mit Lizenzen versehenen Schiffen angekommen waren, weil während ihrer Reise die unstillen Douanengesetze verändert worden. Das jammervolle System stand auf dem Punkte abgeschafft zu werden, wie es die Fragen beweisen, welche darüber der Kaiser nach allen Seiten hin richtete. Ende Juli 1810 stellte er die Frage, ob nicht die Zulassung von Kolonialwaaren unter äußerst hohen

Zöllen besser wäre als das gänzliche Verbot und die Konfiskation. Wir (die Verwaltung Illyriens) behandelten die Frage mit Sorgfalt und beantworteten sie mit Ja. Wäre danach gehandelt worden, so würde in dem unglücklichen Lande ein neues Leben erblüht sein — namentlich in Triest. Aber es blieb nicht nur beim Alten, sondern man trieb die harte Maßregel noch weiter, und Europa, unausgesetzt beschimpft, erniedrigt durch Verachtung jedes Rechts und jeder Billigkeit, schickte sich an, diese Ketten zu brechen.“

„Der Stolz war stets ein hervorragender Charakterzug Napoleon's und alle Akte, welche seine Macht ins Licht setzten, verursachten ihm großen Genuß. Dieser fortwährende Machteindruck, den er vermittelt der Kontinental Sperre auf alle Punkte Europas übte, hatte für ihn, abgesehen von der politischen Berechnung, viel Reiz und große Verführung. Aber er vergaß, daß, nach der Natur der Dinge, die Einwirkung durch Gewalt nur vorübergehend sein darf, daß ihre Dauer nur kurz sein kann, denn die Gewalt verbraucht und vernichtet sich selbst, indem sie die Interessen und die öffentliche Meinung verletzt, deren Stütze seine Autorität entbehren kann. Die Macht, um dauerhaft zu sein, muß sich auf Vernunft gründen, und ihre Uebung muß durch Recht und Billigkeit geregelt sein. Alle die vielen Schmeichler, welche Napoleon in seinen Wegen vorwärts trieben, indem sie seiner Leidenschaft als Herrscher schmeichelten, haben sein Schicksal und das Ende seiner Laufbahn mit verschuldet. Diese Schmeichler sind die wahren Urheber der Katastrophe, die ihn verschlang.“

Napoleon befahl Marmont die Gründung einer illyrischen Marine und wollte dafür drei Linienschiffe und eine Fregatte, welche die Russen zurückgelassen hatten, verwendet wissen. Die Schiffe waren aber, mit Ausnahme der Fregatte, untauglich, und Marmont hat sich darum zur Ausführung des Plans Geldmittel aus. Doch der Kaiser weigerte sich das Geld herzugeben; er kannte das Mißverhältniß nicht an, das zwischen den Lasten bestand, die er auflegte, und den Hilfsquellen, die dafür offen standen. Was er befahl, sollte ohne weiteres geschehen, ob seinen Werkzeugen möglich oder nicht. „Sein Geist offenbarte schon sehr häufig die außerordentlichsten Widersprüche, und dies nahm täglich zu. Früher hatte er stets im Einklange mit sich gestanden: wenn er den Zweck wollte, so dachte er auch an die Mittel. Nunmehr befahl er das eine, ohne auf das andere Rücksicht zu nehmen. Man mußte ihm darum nothwendigerweise ungehorsam sein, entweder in der Sache oder in der Wahl der Mittel.“ Die innere Abneigung und Trennung Marmont's von Napoleon scheint während seiner Wirksamkeit in Illyrien begonnen und rasche Fortschritte gemacht zu haben. Marmont war nicht nur ein sehr selbständiger Charakter, sondern er befaß auch viel Bildung und einen umfassenden Geist, und die Kritik gegen den

Herrn und Meister konnte darum bei ihm am wenigsten ausbleiben.

Zu Anfange des Jahres 1810 ließ die Königin Karoline Marie von Sicilien, die Gemahlin des schwachen Ferdinand I, eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, Napoleon durch dessen Statthalter in Syrien den Antrag zu einem Bündnisse gegen die Engländer machen. Die Intrigue ist zwar längst bekannt, neu dürften aber die Specialitäten sein, die Marmont mittheilt. In den ersten Tagen des Januar landete nämlich eine sicilische Brigg von 14 Kanonen an der dalmatischen Küste, und setzte einen Mann aus, Aurelio d'Amittia (trotz seines Namens ein geborner Stuttgarter). Der Fremde kündigte sich als Ueberbringer von Depeschen für den Marschall an und verlangte vor diesen geführt zu werden. Er ward durch einen Offizier auf der Post nach Laibach gebracht und erklärte hier Marmont, daß er im Dienste der Königin von Sicilien stehe und direkt aus Palermo eintreffe. Er besaß aber weder Depeschen noch Vollmacht, versicherte jedoch, daß er diese sofort haben werde, wenn er ihrer bedürfe. Er sei dem Könige und der Königin ergeben, kenne ihre traurige Lage den Engländern gegenüber, und habe sich entschlossen, einen Versuch zu machen, ob es nicht Mittel und Wege für eine Annäherung zwischen dem sicilischen Hofe und Napoleon gebe. Die Engländer seien infolge ihrer schändlichen Behandlung des Königspaares der Gegenstand des Abscheus und der Feindschaft geworden. Er zweifle nicht, daß, wenn sich der Kaiser vertragsmäßig zu einer angemessenen Entschädigung herbeilassen wollte, der König und die Königin an die Franzosen Messina und die ganze Insel überliefern würden. Der Hof würde in diesem Falle dem gemeinamen Feinde den Krieg erklären, das Volk zum Aufstande aufrufen, und es sei gewiß, daß so die 18,000 Mann Engländer die Waffen strecken müßten. Die Königin, fügte der Unterhändler hinzu, könne sich nicht denken, daß Napoleon immer ihr Feind bleiben werde, da er doch jetzt ihre Blutsverwandte geheiratet habe. Schließlich verpflichtete sich der Mann, auf das schnellste die nöthige Vollmacht beizubringen, um die Sache abzuschließen, wenn der Kaiser nur wollte. Da Aurelio d'Amittia, obgleich er auf einem Staatsfahrzeuge eingetroffen, leicht ein englischer Spion sein konnte, ließ ihn Marmont bewachen und schrieb an Napoleon um Verhaltungsbefehle. Er erhielt die Weisung, den Mann unter Escorte nach Paris bringen zu lassen. Der Kaiser hörte ihn hier, konnte aber kein Zutrauen zu seiner Mission fassen. Der Unglückliche wurde in den Temple gesteckt, wo er als Staatsgefangener bis zur Restauration blieb. Inbessen verhielt sich die Sache, wie d'Amittia aus sagte: er war wirklich der Abgesandte der Königin. Die Engländer erhielten alsbald Kenntniß von der Intrigue, nahmen ihre Maßregeln, und Lord Bentinck zwang bekanntlich im März 1811 die Königin zur Einschiffung. „Diese Sendung und diese Plane“, fügt Marmont hinzu, „waren

dem Genie der Königin, deren Leichtsinns so groß wie ihre Hefigkeit, ganz angemessen. Ihre Kriegserklärung gegen die Engländer konnte nichts Anderes bedeuten als eine allgemeine Mezelei, eine neue Sicilische Vesper, aber diesmal zum Vortheile der Franzosen.

Marmont nahm im Februar 1811 Urlaub und begab sich nach Paris. Er sah hier den neuen Hof, in dessen Glanze er sich ungewohnt fühlte, die neue Kaiserin, die Tochter der Cäsaren, die der jungen Dynastie Alter verleihen sollte. Der König von Rom wurde im März geboren. Das Kind ward als das Unterpfaud des Friedens und der Ruhe der Welt betrachtet. Man hielt das majestätische Gebäude, durch blutige Schlachten errichtet, jetzt geschützt vor den Stürmen der Zeiten. Und doch, bemerkt Marmont, konnte der mit schärferm Geistesinn Begabte bereits die bösen Symptome und das Wehen einer unheilvollen Zukunft wahrnehmen. „Die Ehe mit der Kaisertochter war der Abgrund, der das Glück Napoleon's verschlang.“ Zunächst verhinderte ihn diese Verbindung, das Kommando auf der Pyrenäischen Halbinsel selbst zu übernehmen, da, wo seine Sache so schlecht stand, und wo nur ein einziger und starker Wille und ein militärisches Genie die französische Fahne aufrecht erhalten konnte. Dann hob die Heirat seinen Stolz, der schon die Grenzen der Vernunft überschritten, noch mehr. Er versiel in eine tödliche Zuversicht, die ihn zu dem Unternehmen gegen Rußland führte. „Der Stolz verwandelte sich in die plumpe Berührung, die an die Stelle der Klugheit, der Berechnung und der Tiefe trat. Statt der Inspiration machte sich nur die Leidenschaft geltend. Ein Mann, hervorgegangen aus der Volksklasse, das Kind ihrer Thaten, sollte bald an Einbildungen manche auf dem Throne geborene Fürsten übertreffen, deren Charakter durch Schmeichler korrumpirt, deren Intelligenz zerstört ist... Noch drei Jahre kaum, und der Kolos war verschwunden.... Die Größe Napoleon's war zum Theil sein Werk; aber die Umstände haben ausnehmend seine Erhebung begünstigt. Das Gelingen zur Macht war der Ausdruck des damaligen Bedürfnisses der Gesellschaft; aber er allein war es, der seinen Fall verschuldete. Er hat größere und anhaltendere Energie bewiesen, sich zu Grunde zu richten, als sich zu erheben, und nirgends mehr als hier ist es richtig: daß Regierungen, die bestehen, nur durch ihre Schuld fallen und immer nur durch eine Art von Selbstmord enden.“

Marmont ging nicht wieder nach Syrien zurück; er erhielt durch den Kaiser eine neue Bestimmung jenseit der Pyrenäen. Die Marschälle Napoleon's hatten sich unter dem Meister wohl zu tüchtigen Taktikern ausbilden können, aber ihre strategischen Talente, soweit sie diese besaßen, erlangten verhältnismäßig geringe Entwicklung. Napoleon behielt sich das Höhere in seiner Kriegführung selbst vor und verlangte nur geschickte und willige Werkzeuge. Wahre Feldherrenanlage, selbst

ständiges Kriegstalent, das er bemerkte, stößten ihm sogar Argwohn ein. Auf der Pyrenäischen Halbinsel war es jedoch mit bloßen Korpsführern nicht gethan, und darum durfte auch Soult, den Napoleon für ein strategisches Talent hielt, auf der Halbinsel das Kommando fortführen, obschon sich derselbe offenbar in Intriguen eingelassen hatte, welche ihm die Krone von Portugal sichern sollten. Marmont erzählt weitläufig diese Angelegenheit. Im Jahre 1810 schickte der Kaiser, statt daß er selbst gegangen wäre, den erfahrenen Masséna ab: er sollte an der Spitze eines starken Heeres den Engländern Portugal entreißen. Masséna drang vor, hielt aber vor den Linien von Lissabon inne, und seine Armee verfiel rasch in Elend und mußte sich, von den Engländern verfolgt, nach Castilien zurückziehen. Masséna, sagt Marmont, war alt geworden und zeigte sich der Aufgabe nicht mehr gewachsen. Jetzt nun warf Napoleon sein Auge auf Marmont, dessen Antecedentien günstig erschienen, und trug ihm das Kommando der Armee von Portugal an. Marmont nahm die Stelle an, reiste am 26. April 1811 eilig ab und traf am 6. Mai bei der Armee ein, am Vorabende des Treffens von Fuentes-Oñoro. Der Kaiser suchte seinen Ehrgeiz zu spornen und eröffnete ihm die weitesten Aussichten. „Als er mich entließ, sagte er zu mir: In Spanien sind die großen Belohnungen zu pflücken. Nach ihrer Unterwerfung ist die Halbinsel bestimmt in fünf Staaten getheilt und von Vizekönigen regiert zu werden, die einen Hof haben und alle Ehren des Königthums genießen sollen. Eines dieser Vizekönigthümer ist für Sie bestimmt. Gehen Sie, erobern und verdienen Sie sich dasselbe.“

Marmont gibt einen klaren Bericht von seiner Wirksamkeit auf der Halbinsel und belegt denselben reichlich mit Aktenstücken und Korrespondenzen. Seine Mittheilungen stellen ins Licht die Zerfahrenheit und Vernachlässigung der französischen Truppen in Spanien, den Charakter Soult's, die Unfähigkeit des Königs Joseph, die schlechte Armeeverwaltung, dazu die oft gänzlich ungerechtfertigten Eingriffe Napoleon's in die Operationen. Nirgends entsprechen die Mittel den Zwecken. Marmont begann seine Operationen, indem er Soult die Hand reichte, und das Resultat davon war die Entsetzung von Badajoz. Sodann nahm er eine Centralstellung am Tajo und hielt hier Wellington länger als ein Jahr im Schach. Unter den gegebenen Verhältnissen, erklärt er, war diese geschlossene Defensive das allein Richtige. „Im Verein mit großer Wachsamkeit war es so möglich, Badajoz zu retten und meine Truppen mit denen des Südens zu vereinigen.“ Doch der Kaiser drängte ihn fort und fort, zuletzt in größlicher Weise zur Bewegung. Marmont verließ seine Stellung, obschon er das traurige Resultat vorausah. Seine Mittel wurden noch mehr geschmälert, indem er auf Befehl des Kaisers 8000 Mann seiner Armee zur Wiederbesetzung von Asturien abgeben mußte. Zunächst fiel Badajoz, und Welling-

ton ging nun über den Tajo, drang in Castilien ein und lieferte Marmont am 22. Juli 1812 die Schlacht bei Salamanca. Marmont hatte beim Könige Joseph schleunige Hülfe nachgesucht, um sich Wellington mit Erfolg entgegenstellen zu können, aber diese wie andere Unterstützung war ausgeblieben. Er nahm seine Dispositionen für die Schlacht mit Umsicht und Berechnung, und der Kampf war noch unentschieden, als ihm Nachmittags gegen 3 Uhr eine feindliche Geschützflugel den rechten Arm zerschmetterte und die Hüfte arg verletzte. Marmont mußte vom Schlachtfelde getragen werden, und der Kampf, ohne Plan und Leitung fortgeführt, endete mit dem Rückzuge der Franzosen über den Duero. Die Franzosen büßten in dieser Schlacht 6000 Mann ein, die Engländer nicht viel weniger.

Die Laufbahn Marmont's in Spanien war hiermit beendigt. Unzulänglichkeit der Mittel, der Zwang Napoleon's und persönliches Unglück waren ihm ohne Zweifel hinderlich gewesen, sich frei mit seinem großen Gegner zu messen. Er ward nach Bayonne gebracht und schwebte lange in Gefahr, den Arm gänzlich durch Amputation zu verlieren. Erst im Dezember 1812 ging er nach Paris, wo kurz nach seiner Ankunft das berühmte 29. Bulletin der Großen Armee erschien, das die unermessliche Niederlage des Kaisers in Rußland ankündigte, und den Tag darauf kam Napoleon selbst. Marmont, den Arm in der Binde, sprach ihn am Tage nach der Rückkehr. Der Kaiser fragte ihn nach seinem Befinden, und als ihm der Marschall sagte, daß er noch viel leide, antwortete er kurz: „Sie müssen sich den Arm abschneiden lassen.“ Marmont fühlte sich empört über diese Härte. Napoleon erkundigte sich im Verlauf des Gesprächs kaum über die Dinge in Spanien, erzählte aber viel vom russischen Feldzuge. Er schien von dem Unheil, das unter seinen Augen geschehen, keineswegs ergriffen. Er freute sich, daß er von den physischen Leiden befreit sei, die er erduldet, und suchte sich über seine Lage und den Stand der Dinge zu täuschen. „Wenn ich bei der Armee geblieben wäre“, äußerte er, „so hätte ich am Niemen gehalten, Murat wird auf der Weichsel zurückgehen: das ist alles unter dem militärischen Gesichtspunkte. Aber nach den Verlusten, welche wir erlitten, und als Souverän, würde meine Gegenwart bei der Armee, in solcher Entfernung und in den gegenwärtigen Umständen, meine Lage precär gemacht haben. Hier bin ich auf meinem Throne, und ich werde schnell im Stande sein, all unser Unglück auszugleichen, indem ich die Hülfquellen schaffe, die uns nothwendig sind.“ Im letzten Punkte, im Auffinden und Verwenden der Hülfquellen, sagt Marmont, hatte er allerdings recht!

(Fortsetzung folgt.)